



Musik
★★★★
Klang
★★★

Annette Peacock & Paul Bley: Dual Unity; Annette Peacock (el-b, voc), Paul Bley (keyb), Mario Pavone (b), Han Bennink (dr), Lawrence Cook (dr); Bamboo

Für den ersten großen Moog-Synthesizer gab es kein Handbuch. Paul Bley hantierte manchmal mit einem Schraubenzieher unter dem Ding liegend herum, während das Publikum langsam durchdrehte. Dass die Kiste irgendwann zu heulen und zu singen begann, grenzte fast an ein Wunder. Als die Synthies programmierbar wurden, verschwand das Seltsame und Verstörende aus den eigenartigen Apparaten. Was wir hier nochmal erleben, sind die Anfänge, als Bley sehr verliebt 1970 mit Annette, der Exfrau seines besten Freundes Gary Peacock, zum ersten Mal nach Europa kam, um mit dem Drummer Han Bennink ein Jazz-Happening zu entfachen. Holy shit, diese Truppe war wirklich hip & cool, und viele Möchtegern-Hipsters von heute mit ihren Vollbärten, Wollmützen und Smartphones sind es nicht.

Es war die Zeit des „elektrischen“ Miles und von Soft Machine, als die Mikrotöne zwischen den Tasten des Klaviers hörbar wurden. Doch bedurfte es eines Klangpöten wie Paul Bley, um daraus Musik zu machen, die noch heute von Interesse ist. Ab 1969 erfand Bley, der den ersten großen Moog spielte, mit diesen zunächst noch monofonen, nicht speicherbaren Sounds eine neue Sprache und konnte das temperierte System endlich verlassen – wovon der Pianist seit Ende der 50er-Jahre mit Ornette Coleman schon geträumt hatte.

Die neue Klangästhetik sprengte auch die Songform: Erst nach zwölf Minuten beginnt La Peacock in „M. J.“ zu singen. „Gargantuan Encounter“ ist eine wahn-sinnige, freie Improvisation. Pauls Kumpel Sun Ra ließ grüßen. Oder Miles Davis: „Es gibt keinen falschen Ton – es kommt nur darauf an, wie man ihn auflöst.“ In „Richter Scale“ begleitet Bley sich am Konzertflügel, aber der Moog schlägt ein wie ein Gewitter, worauf Annette Peacock („Dual Unity“) ihre Stimme in Echtzeit verfremdet. Fantastisch.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Ethan Iverson: The Purity Of The Turf; Ethan Iverson (p), Ron Carter (b), Nasheet Waits (dr); Criss Cross Jazz/harmonia mundi

Wer kann, der kann. Bereits in der Vergangenheit überzeugte der Pianist Ethan Iverson unabhängig von seiner erfolgreichen The Bad Plus mit ausgezeichneten Kombos, bei denen ein anderes Rhythmus-Team beteiligt war. Dass in dieser Besetzung durchaus noch Luft nach oben ist, bestätigt Iverson jetzt mit „The Purity Of The Turf“. Dafür konnte er den Bassisten Ron Carter gewinnen, der mit vielen Giganten spielte, allen voran dem Trompeter Miles Davis. Offenbar animierte der Drummer Freddie Waits, der zu Blue-Note-Glanzzeiten in den Sechzigerjahren auf vielen Sessions des geschichtsträchtigen Labels anzutreffen war, seinen Sprössling, sich ebenfalls als Drummer zu betätigen. Mittlerweile zählt der in vielen stilistischen Bereichen wirkende Nasheet Waits zu den einflussreichsten Schlagzeugern seiner Generation. Ethan Iverson beherrscht die Kunst, alles Überflüssige in seinem Piano-spiel wegzulassen. Stattdessen beeindruckt er wie im Albumtitel mit unerwarteten musikalischen Wendungen. Das schließt sogar einen Jazz-Hit wie „Song For My Father“ mit ein. Mit swingendem Einzelnotenspiel ergänzt er das bekannte, von dem Hard-bop-Pianisten Horace Silver komponierte Thema. Von Carter wird die dazugehörige, den Groove bestimmende Bassfigur unterlegt, und Waits komplettiert das Geschehen mit lateinamerikanischen Rhythmen. Bei dem runden Dutzend Themen, die überwiegend aus dem Fundus des Modern Jazz stammen, bekommt man ohnehin den Eindruck, dass es sich dabei ausschließlich um Lieblingsstücke der Musiker handelt. Charlie Parkers „Confirmation“ wird mit loderner Intensität gespielt, in der die Faszination des Bebop widerhallt und die dennoch keine Spur altbacken klingt, und Andrew Hills „Strange Serenade“ gerät zu einer furiosen musikalischen Zwiesprache zwischen dem Pianisten und dem Drummer. Alles in allem ein Lichtblick in der Sparte Piano-Trio-Veröffentlichungen.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Colin Vallon Trio: Danse; Colin Vallon (p), Patrice Moret (b), Julian Sartorius (dr); ECM

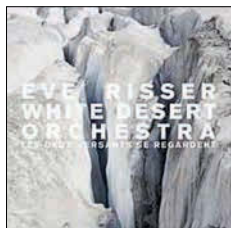
Seit 2010 macht der schweizerische Pianist Colin Vallon, der auf wunderbare Weise sein Instrument zum Singen bringt und ihm erstaunliche Klangmöglichkeiten entlockt, alle drei Jahre ein Trioalbum. In Pernes-les-Fontaines/F, dann in Oslo und zuletzt in Lugano entstand so eine auch vom äußeren Design her ungewöhnliche Trilogie.

Der ersten CD „Ruga“ (Mai 2010) legte die Plattenfirma einen klugen Text von Steve Lake bei; offensichtlich fand man, die weder aus dem Great American Songbook noch aus Popsongs schöpfende, stets das Eigene betonende Trio-Musik könne ein paar einführende Notizen gut gebrauchen. Eine konstante Größe ist Vallons Weggefährte Patrice Moret am Bass, aber für den Drummer Samuel Rohrer spielt seit CD 2 „Le Vent“ (April 2013) sein Kollege Julian Sartorius, ein höchst origineller Kopf und Motor der Band. Vallon hatte auf „Ruga“ trotz eingängiger Themen wie „Telepathy“ und „Iskar“ eine stark experimentelle Richtung, subtile Erforschungen an den Rändern der Stille angepeilt.

„Le Vent“ enthielt Meditationen über Vergänglichkeit und Scheitern, inspiriert vom frühen Krebsstod einer Freundin und dem Suizid einer Bekannten, aber auch sehr vitale Momente – mysteriöse Pop-Fragmente („Le Quai“), fulminante Bass-Grooves („Pixels“) und heimliche Widmungen an die sich selbst spielenden Maschinenskulpturen von Vallons Landsmann Jean Tinguely („Rouge“). Letzterer taucht auch auf Teil 3, betitelt mit „Danse“, wieder auf.

Es gelingt hier das bislang dichteste, zugkräftigste und antörnendste Werk des Musikers aus Lausanne, der einst den klassischen Klavierunterricht abbrach, dann aber schon mit 18-19 Jahren an einer Jazzschule lernte und seit etlichen Jahren selbst in Bern unterrichtet. So einen Musiklehrer hätte man sich gewünscht. Von Radiohead und Metallica zu den Klavierpräparationen eines Benoît Delbecq zurück zu frühen Idolen wie Abdullah Ibrahim: Von diesem bestens eingespielten Trio wird all dies und vieles mehr mit Fantasie und Leichtigkeit in hohe Vortragskunst überführt.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Eve Risser White Desert Orchestra: Les Deux Versants Se Regardent; Eve Risser (p, prep-p), Sylvaine Hélaré (fl), Antonin-Tri Hoang (b-cl, cl, as) Julien Desprez (g), Sylvain Darrifourcq (dr, perc) u. a.; Clean Feed

Urtöne aus dem ewigen Eis. Szenen wie bei der Erschaffung der Welt. Sie eröffnen das neunteilige Orchesterwerk der Pianistin und Komponistin aus Colmar. Fast 20 Minuten dauert dieser Auftakt, der in eine noch menschenleere oder entvölkerte Welt entführt. Erst allmählich beginnt das Ohr die Klangerzeuger zu identifizieren, vieles bleibt auch dann noch lange geheimnisvoll, wie die mysteriöse Welt tief unter der Oberfläche des Ozeans. Nach zirka sechseinhalb Minuten breiten sich die Schwingungen einer schönen Melodie aus, die ganz organisch diesem seltsamen Niemandsland entsteigt, sich weiterschlingelt und mutiert, polyphon auf Fasert und schließlich den ganzen riesigen Raum erfüllt. Sophie Bernados Fagott hat alle Zeit der Welt, schlägt von zarter Erregung getrieben ins heiser Mehrstimmige um, fängt sich wieder und steigt hoch wie eine Rauchfahne. Wie ein Chor begleitet vom Orchester, das nach kurzem Klimax wieder verstummt wie ein festgefahrter Eisbrecher. „Ist noch Leben an Bord dieses Geisterschiffes?“ scheint Eivind Lønnings Trompete zu fragen. Eine E-Gitarre beginnt zu vibrieren wie hundert Mobiltelefone.

Wie einst vom Liberation Music Orchestra strömt ein Sound in den großformatigen Jazz, der völlig anders ist als bei den anderen aktuellen Big Bands, und für den musique concrète und elektro-akustische Musik französischer Prägung wichtige Vorbilder sind. Der oft öden Abfolge von Soli setzt Eve Risser ein völlig neues Konzept entgegen. Ein höchst anregendes Spiel mit bizarren Formen und rauen Kontrasten entfaltet sich. Während belanglose Mainstream-Produkte mit Preisen von der Industrie überhäuft werden, hätte der Kreativpool in Tentett-Format um die 34-jährige Eve Risser eine massive Unterstützung wirklich verdient. Bei zahlreichen Alternativfestivals, unter anderen in Paris, Moers und Straßburg, wurden sie schon begeistert gefeiert, zuletzt sogar beim Berliner Jazzfest.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Matt Brewer: Unspoken; Matt Brewer (b), Ben Wendel (ts), Charles Altura (g), Aaron Parks (p), Tyshawn Sorey (dr) Criss Cross Records/harmonia mundi

Auf seinem Debütalbum „Mythology“ definierte der Bassist Matt Brewer bereits ein vielversprechendes musikalisches Zukunftsbild, das er auf seiner zweiten Platte „Unspoken“ als Leader bekräftigt. Dazu gehört der kreative Austausch mit den Protagonisten seines Quintetts, von denen jeder die Qualifikation als Komponist wie auch Leiter eigener Gruppen mit einbringt. Geradezu die ideale Voraussetzung zur Interpretation von Brewers unorthodoxen Stücken. Wer kommt schon auf den Einfall, ausgerechnet mit „Juno“ an einen Analog-Synthesizer zu erinnern? Diesen beschreiben die flirrenden Sounds des Gitarristen Charles Altura, die von dem Bassisten mit ansprechenden Basslinien gestützt werden. Oder der dämonische „Evil Song“, in dem sich der Tenorsaxofonist Ben Wendel, der Gitarrist und der Pianist Aaron Parks in spannenden Improvisationen austauschen, die auf Tyshawn Soreys rhythmischem Lavastrom treiben. Im Kontrast dazu das im aparten Ensemble-Sound schwerelos daher kommende „Aspiring To Normalcy“, das auch in den Soli – wie beispielsweise dem poesievollen Diskurs des Pianisten – den Eindruck vermittelt, dass zumindest in musikalischer Hinsicht viele Probleme vom Tisch gefegt werden können. Der Großteil dieser Produktion geht auf Matt Brewers Copyright zurück. Jedoch die beiden Ausnahmen, „Twenty Years“ von Bill Frisell und „Cheryl“ von Charlie Parker fügen sich gut in dessen Repertoire ein. Letztgenanntes Thema in Form einer Jamsession gerät zu einem weiteren Höhepunkt. Es wird zunächst im rasanten Tempo abstrahiert von Gitarre, Bass und Drums, gefolgt von fantastischen, Bop-infizierten Soli, wobei der Saxofonist Ben Wendel besonders heraussticht, und erst am Schluss im Satz vorgestellt. Eine bewährte Methode, die aber bei diesen erstklassigen Musikern aufs Neue begeistert.

Gerd Filtgen

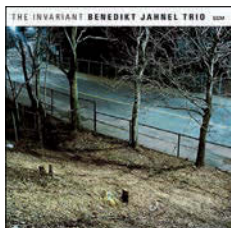


Musik
★★★★
Klang
★★★★

Duo Elin-Sakas: Some Kind Of Blues; Christian Elin (b-cl,ss), Maruan Sakas (p) raccanto rc024/Klassik Center Kassel

Ungehörtes und Ungewohntes auf Tonträger zu dokumentieren, bestimmt bei raccanto die musikalische Richtung. Im Katalog der seit zehn Jahren bestehenden, in München ansässigen Plattenfirma überwiegen Klassikeinspielungen. Mit dem Duo Elin-Sakas sind jetzt neue Töne hinzugekommen. Allerdings sind beide Musiker auch in der Klassik keine Unbekannten: Der Saxofonist und Komponist Christian Elin arbeitete mit dem Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks und den Münchner Philharmonikern. Mit seinem Werk „Waves“ für Sopransaxofon und Streichorchester wurde er 2015 in Strasbourg gefeiert. Sein Duo-Partner, der Pianist Maruan Sakas, studierte Schulmusik und Jazz bei dem russischen Piano-Virtuosen Leonid Chizhik. Als Pianist, Komponist und Arrangeur wirkt er bei diversen Projekten mit. Außerdem lehrt Sakas an der Münchner Musikhochschule. „Some Kind Of Blues“ heißt das Debütalbum des Duos, das mit vielseitig vernetzten musikalischen Panoramen aus Jazz, folkloristischen Impressionen, Soundtrack-Anleihen und Minimal Music aufwartet. Schon bei „En Route“, dem ersten Titel der CD, begeistert Elins flexibler Übergang von der Bassklarinette zum Sopransax. Das Thema wird von ihm unisono mit dem Pianisten vorgestellt und besticht mit Improvisationen, in denen die Vorfreude auf eine Reise spürbar wird. „Un pas jusqu'au seuil“, zunächst von beiden Künstlern solo mit einem festlich klingenden Beitrag eingeleitet, bis sie gemeinsam das balladeske Thema intonieren, ist ein weiteres Glanzlicht in der Kunst des Duo-Spiels. Der melodische Reichtum, den die beiden Musiker in ihren Improvisationen kreieren, klingt niemals kalkuliert, sondern geschieht so natürlich wie das Atmen. Mit den zarten Klangbildern von „The Scent Of Light“ lassen Christian Elin und Maruan Sakas ihre traumhafte „Some Kind Of Blues“-Einspielung ausklingen.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★☆
Klang
★★★★☆

Benedikt Jahnel Trio: The Invariant; Benedikt Jahnel (p), Antonio Miguel (b), Owen Howard (dr); ECM

Ausgesprochen munter und beherzt greift Benedikt Jahnel zum Auftakt in die Tasten. Der Opener „Gently Understood“ sprudelt hervor wie ein Gebirgsquell. Wie ein Schatten folgt ihm der spanische Bassist Antonio Miguel auf Schritt und Tritt, während der kanadische Drummer Owen Howard mit zwei Stahlbesen dezent die Gangart vorgibt. Ihre Kletterpartie hat Atem und Geist, anmutigen Bewegungsablauf, und eine nie ins Sentimentale entgleitende Poesie charakterisiert den Diskurs. Jahnel sagt, die Musik entwickle sich nach einer solch intensiven Zusammenarbeit auch dann immer noch weiter, wenn man sich mal nicht mehr sehe. Trotz des im Titel angedeuteten „unveränderlichen“ Charakters sind Jahnels Stücke einem ständigen Wandlungsprozess unterworfen, nichts ist hier ein für allemal fixiert, alles im stetigen Fluss. Etliche Stücke wirken komprimierter als auf dem ECM-Debütwerk „Equilibrium“, ohne dass Jahnel der Musik straffere Zügel angelegt hätte, im Gegenteil, das Zusammenwirken von linker und rechter Hand in „Mono Lake“ erinnert sogar ganz von fern an Erroll Garner, ein leiser organischer Swing blüht auf. „Part of the Game“ basiert auf einem originellen Trommel-Ostinato, dem der Bass in die Lücken zupft, worauf das Klavier die wie zu Taylors Azimuth-Zeiten typischen „minimalen“ Strukturen einfügt, abgelöst von kinderliedhaften Motiven à la Chick Corea. Doch gleich weg mit solchen Vergleichen: Dieser exquisite Chamber-Jazz ist ganz auf der Höhe seiner Zeit, intelligent konstruiert und von Vitalität erfüllt. Wenngleich Jahnel auch ein ausgewiesener Mathematiker ist, zeigt er sich – was die Verbindungen von Mathematik und Musik betrifft – doch skeptisch. „The Invariant“, ein Begriff aus der Computersprache, der auch „wahr“ bedeuten kann, sagt uns, dass wir beides brauchen: das Abstrakte und Konkrete, das Erklärbare und jenes nicht mit Worten Fassbare, das ganz zur Musik gehört.

Karl Lippegaus

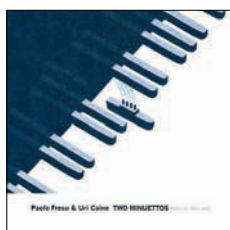


Musik
★★★★☆
Klang
★★★★☆

Morten Schantz: Godspeed; Morten Schantz (p, el-p, kb), Marius Neset (ss, ts), Anton Eger (dr, perc) Edition/HM

Mit der abenteuerlichen Stilmix-Band JazzKamikaze hat der dänische Pianist und Keyboarder Morten Schantz schon ordentlich für Furore gesorgt, mit zwei Kamikaze-Kollegen bestückt er jetzt sein neues Trio Godspell. Wie er selbst haben ja auch Marius Neset und Anton Eger jenseits von JazzKamikaze eine beachtliche Karriere hingelegt. Schantz holte sich in letzter Zeit Anregungen bei Weather Report und Radiohead, bei Joe Zawinuls Klangwelten und Thom Yorkes Songwriting, und kreiert nun seine ganz eigene, aktuelle Musik mit elektronisch generierten Klangflächen, elastischen Rhythmen und reichlich Raum für die Improvisation.

Berthold Klostermann

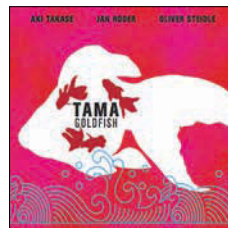


Musik
★★★★☆
Klang
★★★★☆

Paolo Fresu & Uri Caine: Two Minuetto [Live in Milano]; Paolo Fresu (tp, flh, effects), Uri Caine (p); Tuk/Edel

Seit 15 Jahren treffen Paolo Fresu und Uri Caine sich immer wieder mal zu einem intimen Dialog für Trompete/Flügelhorn und Klavier. In dieser Zeit haben sie zu einem tiefen gegenseitigen Verständnis gefunden, mit dem sie bruchlos von Bach zu Standards und von Mahler zu Popsongs wechseln können. Hier fassen sie einige Höhepunkte dreier Konzerte in Mailand zusammen und rahmen sie ein mit zwei Menuetten aus dem „Notenbüchlein für Anna Magdalena Bach“. Fresus Ton, gedämpft an der Trompete, strahlend am Flügelhorn, hat die Qualität einer menschlichen Stimme, und so erinnert das Spiel der beiden nicht selten an innigen Liedgesang.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★☆
Klang
★★★★☆

Aki Takase: Tama – Goldfish; Aki Takase (p), Jan Roder (b), Oliver Steidle (dr) Enja/Soulfood CD

Der ursprünglich bereits im 15. Jahrhundert aus China nach Japan eingeführte Goldfisch gehört auch hierzulande zu den beliebtesten Zierfischen. Dem Mythos nach symbolisiert er Glück und Erfolg. Das hat im künstlerischen Bereich Aki Takase, die sich nicht mit dem Erreichten zufriedengibt und immer nach neuen Ausdrucksformen sucht. Schon aus diesem Grund wäre es falsch, die schon lange Zeit in Deutschland lebende japanische Pianistin auf nur eine stilistische Ebene festzulegen: Die Skala ihrer musikalischen Ausdrucksmöglichkeiten zieht sich von traditioneller Folklore ihrer Heimat über Modern Jazz bis hin zur Avantgarde.

Diese unkonventionelle Herangehensweise verdankt sie Yosuke Yamashita, einem ihrer Lehrer, der sie dazu anregte, sich unvoreingenommen mit unterschiedlichen musikalischen Materialien auseinanderzusetzen. Auf „Tama Goldfish“ demonstriert sie mit ihrem Trio, mit welcher Sensibilität sie sich auf die unterschiedlichen Stimmungen einlässt, die ihre Kompositionen hervorrufen. Mit dem ihrer Mutter gewidmeten „Ditoma“ beginnt eine vielschichtige Klangreise, die mit lyrischen Tönen, aber auch mit äußerst bewegten Aktionen einen kreativen Prozess entfacht. Takases energisch hingetupfte Töne des Albumtitels nehmen nach Einstieg des Bassisten Jan Roder und des Drummers immer mehr an Tempo zu und erinnern an die schnellen, fließenden Bewegungen eines Goldfisches.

In „The City In The Piano“ kommt die Bildhaftigkeit in der Welt der Pianistin besonders gut zur Geltung. Das Stück klingt, als ginge sie zunächst versonnen die Straßen einer Metropole entlang, bis sie – angeregt durch ihr Rhythmus-Team – auf Sehenswürdigkeiten aufmerksam wird, die sich dann in ihren melodischen Motiven widerspiegeln. „Bell The Cat“ steckt voller lustiger Verweise auf soulige Jazz-Zeiten, und Takases „My Calypso“ bildet den fröhlichen Ausklang.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Jobic Le Masson Trio + Steve Potts: Song; Jobic Le Masson (p), Peter Giron (b), John Betsch (dr), Steve Potts (sax) Enja Records/Soulfood CD

Die verflossene Zeit ist ein unbarmherziger Gradmesser, auch für künstlerische Aktionen. Sie entscheidet darüber, ob etwas Bestand hat oder total in Vergessenheit gerät. In Frankreich füllt der Pianist Jobic Le Masson mit seinem Trio die angesagten Pariser Clubs, hierzulande blieb er trotz seiner vor einigen Jahren ebenfalls bei Enja Records erschienenen CD „The Hill“ eher ein Geheimtipp. Eigentlich schade, denn Le Masson verschmilzt in seiner Pianistik eigenständig die Sounds legendärer Vorgänger aus Cool, Hardbop und Free. Schon damals wurde sein Trio als Einheit beschworen, die durch die lange Zusammenarbeit der Musiker gewachsen war. Daran hat sich nichts geändert, nach wie vor grundieren Peter Giron mit wuchtigen Bassläufen und John Betsch mit komplexen Rhythmen die Stücke. Neu hinzugekommen ist jetzt der Saxofonist Steve Potts, der aufgrund seiner langjährigen Partnerschaft in den Formationen des eher im avantgardistischen Bereich wirkenden Sopransaxofonisten Steve Lacy eine frische musikalische Brise in die Gruppe einbringt. Die wirkt schon nachhaltig in „Cervione“, einem packenden, vom Soul Jazz eingefärbten Opener. In der Komposition „Waldron Well“ überführt Jobic Le Masson mit klaren Motiven die Spielweise eines anderen legendären Pianisten in die eigene Konzeption. Es ist eine stimmige Hommage an die trancehaften Diskurse von Mal Waldron. Potts Sopransaxofon-Solo an dessen Adresse ist ebenfalls von höchster Intensität und enthält eine Fülle packender Chorusse. Mit einem Drum-Intro feuert John Betsch sein Original „Double Dutch Treat“ an. Das schnelle Stück ist eine Steilvorlage für den Saxofonisten und erinnert an die Dramatik ihres Zusammenspiels in Steve Lacys Bands. Mit „Song“ kreierte Jobic Le Masson eine abwechslungsreiche Session, die ihre Spannung aus melodiosen stilistischen Übergängen bezieht und zudem nicht an heißen Soli spart.

Gerd Filzgen



Musik
★★★★
Klang
★★★

Gilles Peterson: Havana Cultura (Anthology); Gilles Peterson's Havana Cultura Band, Sexteto Sentido, Danay Suárez, Mayra Caridad Valdés, Oguere u. v. a.; Brownswood

Als Ry Cooder und Wim Wenders mit dem Buena Vista Social Club der Welt eine Musik zu Gehör brachten, die viele nie vernommen hatten, war die Folge, dass nicht mehr nur geniale Typen wie Rubén González oder Compay Segundo, sondern auch immer belanglosere Trupps aus Zigarren paffenden Großvätern, die kaum eine Gitarre halten konnten, die internationalen Clubs und Konzertsäle abgrasten. Seit 2009 reist der britische Jazz-Deejay und Talentsucher Gilles Peterson regelmäßig nach Südamerika, er setzte sich massiv für brasilianische Größen wie Elza Soares ein und wurde vor allem in Havanna fündig. Das Doppelalbum „Havana Cultura“ präsentiert eine Auslese bisheriger Peterson-Havana-Alben. Der Ethno-Mix reflektiert die Eindrücke, die auf den Besucher einstürmen, von der Straße, aus Proberäumen, Studios, Ateliers, Radio und Clubs.

2007 hatte der Rum-Hersteller Havana Club eine Förderung lokaler Talente gestartet. Über die Website Havana-Cultura.com ist zu erfahren, was rund 150 Künstler treiben – Musiker, Filmemacher, Tänzer, Poeten u. v. a. Einen so grooven- und Drummer wie Ramsés Rodríguez hat man lange nicht gehört. Der Name des Pianisten Roberto Fonseca ist auch bei uns längst ein Begriff. An den Stücken ist nichts artifiziell oder überproduziert, mögen die Stile und Couleurs noch so kontrastreich wechseln, erdig und ehrlich kommt es rüber – egal ob bei Jazz meets Hip-Hop (als gut gemeinter Arschtritt in „Check La Rima“), Rumba oder Yambú. Bis auf das energiegeladene Elektro-Gefiepe in „La Revolución Del Cuerpo“.

Der DJ, Radiomacher und Plattensammler Gilles Peterson schwärmt von der lebendigen Kunstszene Kubas und hilft mit diesem Projekt das Vorurteil abzubauen, in Havanna werde nur Salsamusik gespielt.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★
Klang
★★★★ /
★★★★

Georgie Fame: Survival: A Career Anthology 1963-2015; Georgie Fame (voc, org), The Blue Flames und andere Besetzungen UMG/Universal

„Survival“ – für die Werkschau eines Künstlers, der gut ein halbes Jahrhundert im Musikbusiness „überlebt“ hat, ist das sicher ein passender Titel. Clive Powell alias Georgie Fame hat nicht nur die Zeit überdauert, sondern dabei zumeist auch eine gute Figur gemacht und ist sich weitgehend treu geblieben. Was sich anhand dieser repräsentativen Box mit sechs CDs und 48-seitigem, reich illustriertem Hardcover-Booklet gut nachvollziehen lässt, führt sie doch plastisch Fames lebenslanges Balancieren zwischen Rhythm & Blues, Soul, Ska und Jazz mit gelegentlichem Seitensprung in Richtung Pop vor Augen. Der Titel stammt von einem gleichnamigen Song, der hier in einer Fassung mit amerikanischer Top-Besetzung (Richard Tee, Bob Malach, Steve Gadd u. a.) vertreten ist.

Es geht von ersten Aufnahmen mit den Blue Flames, etwa aus dem „Flamingo Club“, dem Treff der Londoner Mods, über die Top-Hits der Sixties („Yeh, Yeh“, „Get Away“, „Bonnie and Clyde“) und erste eigene Songs in den Siebziger bis zur Band mit Fame beiden Söhnen im neuen Jahrtausend. In den Achtzigern, als Fame zumeist als Session-Musiker tätig war, klafft eine Lücke, doch danach geht es hochkarätig und mit steigendem Jazzgehalt weiter. Zu den Schmankerln zählt eine Reihe bislang unveröffentlichter Live-Aufnahmen von 1974 aus dem Londoner „Lyceum“ mit einer Big Band aus Top-Musikern des britischen Jazz.

Der eine oder andere Wunsch wird – wegen der Rechte – nicht erfüllt, etwa der nach der „Moondance“-Version von 1990 mit Van Morrison und Jon Hendricks. Der Einfluss von Hendricks' Vocalese-Stil auf Fames Songwriting aber ist allenthalben deutlich – ebenso der von Mose Allison, der ja im November 2016 verstarb. Vor diesem Hintergrund wird Fames persönliche Widmung „Mose Knows“ (2015) plötzlich zum Nachruf an eine große Vaterfigur der (insbesondere) britischen Musikszene.

Berthold Klostermann

STEREO® FONO FORUM



JAZZ

134 CD-Rezensionen
aus dem Jahr 2016

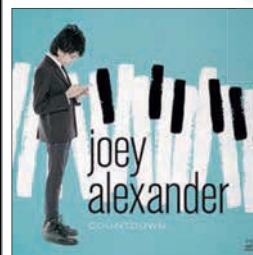
Reiner H. Nitschke Verlags-GmbH

JAZZ REZENSIONEN

JOEY ALEXANDER

COUNTDOWN

Monika Mennchen



Wunderkinder werden um ja mit schillernder Regelmäßigkeit angepöpselt. Zu Tilo Sornzins Freude und Bestätigung stimmen diese meistens aus asiatischen Gefilden, vornehmlich aus China. Nun aber eines aus Indonesien. Und wer sich mit ihm beschäftigt, was dank YouTube sehr ergiebig ist, kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus.

Joey Alexander, heute 13-jähriger Pianist aus Jakarta, greift schon seit einigen Jahren so gekostet und beechelt in die Tasten, dass selbst Agnostiker versucht sind, an Schöpfungswunder zu glauben. Nein, da spielt kein durch endlose Lebensstunden gedillter Knirps, da verzaubert ein Medium ganze Sätze voller verwehlter Jazzriffs. Bei der diesjährigen Grammy-Gala sorgte er für Begeisterungstürme, bei seinen Trio-Partnern immer wieder für Erstaunen und Bewunderung. Er rührt nicht nur die komplexesten Jazzrhythmen (ganz ohne Notizen), er impressiert und interessiert mit Gefühl und Temperament.

Im berühmten New York der auf der Bühne geht
Wie schon auf seinem
Musikern wie Larry Grogan
zugabe. Letztendlich ist beim
dabei. Am Schlagzeug U

GARY SMULYAN, GEORGE CABLES

Two For Thad
www.editionlongplay.com



Erlesene Edition

Klein aber fein, so lautet die Devise von Rainer Haarmann, der mit seinem exklusiven Label „Edition Longplay“ gerade die 15. Langspielplatte vorstellt.

Haarmann war ab Mitte der 70er-Jahre Kulturreferent in der Städtischen Vertretung in Ost-Berlin und gründete 1991 das Festival Jazzbühne, das im Laufe der Jahre zur festen Institution mit Wehrauf gedieh. Von Hank Jones bis Herbie Hancock, von Wayne Shorter bis Michael Brecker, von Max Roach bis Wolfgang Haffner spielten hier fast alle Jazzgroßen. Rainer Haarmann kennt sie alle und ließ sie in seinem Buch „Jazzbühne“ zu Wort kommen.

Trotz der Stargäste aus Amerika lag der Fokus des vom früheren Ministerpräsidenten Björn Engholm initiierten Festivals im hiesigen Raum. Es war Teil einer Vision für eine neue kulturelle Gemeinschaft nach dem Fall des Eisernen Vorhangs. Nach 21 Jahren engagiertem Einsatz trat Rainer Haarmann nach eigenen Worten verabschiedet ab. Die damalige Landesregierung strich Mittel, das ZDF und Sat 1 zogen sich zurück, der so geliebte Austragungsort Salzufer war Geschichte.

Fortan widmete sich Haarmann seiner neuen Leidenschaft, dem Schallplatten-Label „Edition Longplay“. Die bildende Kunst war für Haarmann schon immer wichtiger Teil seines Lebens. So lag es für ihn nahe, Kunst und Musik zu verbinden und die hochwertigen Gatefold-Cover jeweils einer Künstlerin oder einem Künstler zu widmen. So unterschiedlich wie die reproduzierten Gemälde sind auch die Musiker – alle ausstrahlend. Nicht zuletzt dank der überlappenden geographischen Kontakte aus Jazzbühne-Zeiten.

Besonders stolz ist Haarmann auf seine Produktion mit Hank Jones, dem 2010 verstorbenen amerikanischen Star-Pianisten, mit dem ihn eine enge Freundschaft verband. Die Aufnahme für die Edition 4 mit Hank Jones und Don Friedman am Piano entstand 2008 bei einem Live-Auftritt in Salzufer. Mit Alan Broadbent, dem langjährigen Regisseur von Charlie Haden, sorgte noch ein weiterer Solopianist für internationales Flair (Edition 11).

Unter den sehr facettenreichen Produktionen steht das Album „Jahreszeiten – Die Stimmen des Lebens“ hervor.

Lesen Sie alle **134 JAZZ-CD-Rezensionen**
aus den Musik-Redaktionen der Zeitschriften **STEREO und**
FONO FORUM aus dem Jahr 2016 bequem auf Ihrem
Tablet, Smartphone oder eReader.

Alle **STEREO E-Books** stehen als EPUB & Mobi zum Download bereit:
www.stereo-shop.de



Musik
★★★
Klang
★★★

Curtis Stigers: One More For The Road; Curtis Stigers (voc), Danish Radio Big Band Concord/Universal

Auch wenn man nicht zu den Frank-Sinatra-Fans zählt, gibt es doch eine Platte, an der man nicht vorbeikommt: „Sinatra At The Sands“. Der in Las Vegas mitgeschnittene Auftritt geriet nicht zuletzt durch die ihn begleitende Count Basie Big Band zu einem Höhepunkt in der Karriere des Sängers. Ähnliches versucht jetzt Curtis Stigers, der mit rauchiger Stimme einen achtbaren Versuch unternimmt, Songs wie „Come Fly With Me“ oder „You Make Me Feel So Young“ im neuen Licht erstrahlen zu lassen. Unterstützt wird der bekennende Jazzsänger und Saxofonist von der Danish Radio Big Band, die aber im Kontrast zu Basies wie ein Uhrwerk tickender Swing-Maschinerie eine adäquate Eleganz vermissen lässt.

Gerd Filtgen

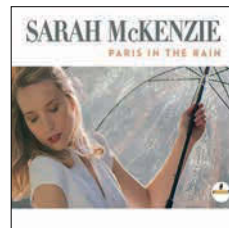


Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Jimmy Scott: I Go Back Home; Jimmy Scott (voc), Kenny Barron (p), Michael Valerio (b), Peter Erskine (dr); Gäste: Dee Dee Bridgewater, Joe Pesci (voc) u. a. Eden River/Rough Trade

Ein spätes Denkmal für den Mann, den die New York Times mal den „wohl zu Unrecht am meisten ignorierten US-Sänger des 20. Jahrhunderts“ nannte. Mit seiner hohen Stimme und seiner Dramatik brachte Jimmy Scott († 2014) sogar Ray Charles zum Weinen, und doch war es 30 Jahre völlig still um ihn, bis ihm in den 1990ern ein bescheidenes Comeback gelang. Am Ende seines Lebens aber gönnte ein Fan ihm dieses opulente Album samt gleichnamiger Filmdoku, Größen wie Dee Dee Bridgewater, James Moody oder Arturo Sandoval ließen es sich nicht nehmen dabei zusehen. Zum Niederknien.

Berthold Klostermann



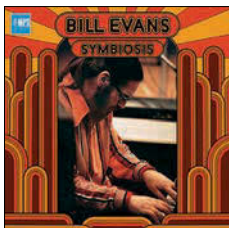
Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Sarah McKenzie: Paris In The Rain; Sarah McKenzie (voc, p, arr), Jamie Baum (fl), Scott Robinson, Ralph Moore (sax), Mark Whitfield (g), Warren Wolf (vib), u. a. Impulse/Universal

Eine australische Pianistin und Sängerin entdeckt zunächst den Zauber des alten Kontinents und macht sich dann auf in die Staaten. In ihrem „Paris In The Rain“-Album erliegt Sarah McKenzie nicht nur dem Charme dieser Stadt, sondern kreuzt bei ihren „Road Chops“ mit „When In Rome“ auch in Italien auf, bis sie sich dann einige Klassiker aus dem Great American Songbook vornimmt. Mit sympathischer Stimme, wohl dosierter Pianospieldeweise und feinen eigenen Arrangements swingt sie sich mit einer All Star Band durch Evergreens wie „I’m Old Fashioned“ und „Tea For Two“. Ein ambitionierter musikalischer Trip, der Spaß macht.

Gerd Filtgen

Jazzlegenden, orchestral



The Count Basie Orchestra, High Voltage (1970)
Bill Evans, Symbiosis (1974)
The Dizzy Gillespie Reunion Big Band, 20th and 30th Anniversary (1968)
Clark Terry, Clark after Dark (1977)
Alle als CD und 180g-Vinyl, MPS/Edel

Peu à peu wird er wieder greifbar, der Backkatalog von MPS, und die audiophile Aufbereitung macht dem exquisiten Namen des Labels alle Ehre. Jetzt erschienen Orchesteraufnahmen von Jazzlegenden, wie sie unterschiedlicher kaum sein könnten. „Jazz mit Streichern“-Hasser müssen jetzt ganz stark sein. Wenn Clark Terry auf dem Flügelhorn Balladen spielt und Peter Herbolzheimer das Orchester dirigiert, wie 1977 in London, kann aber nicht viel schiefgehen. Das Titelstück „Clark after Dark“ ist noch ein stompender Big-Band-Blues mit Riff-Thema, in Schmeichlern wie „Misty“ oder „Nature Boy“ können die Streicher dafür ihren seidigen Glanz entfalten. In der Big Band sitzen namhafte britische Musiker (z. B. Kenny Wheeler, Stan Sulzman, Tony

Coe), nur solistisch kommen sie kaum zum Zuge. Orchester-Jazz für vorgerückte Stunden.

Mit unkonventionell besetzter Big Band und den New Yorker Philharmonikern unter Claus Ogerman präsentiert sich das Bill Evans Trio von 1974 (mit Eddie Gomez/b; Marty Morell/dr) in Ogermans Suite „Symbiosis“. Evans wechselt zwischen Klavier und Fender-Rhodes, das Stück zwischen moderner Klassik, Third Stream und filmmusikreifen Passagen.

Gewohnt lässig, aber mit einem für ihn nicht alltäglichen Programm und Chico O’Farrill als Gastarrangeur sorgen Count Basie und Orchester für Hochspannung („High Voltage“). O’Farrill, der in den 1950ern den Afro-Cuban Jazz mitkreierte,

hat Standards aus der Swing-Ära bis zu den Sixties ganz schön „tight“ arrangiert.

Dizzy „at his best“ ist schließlich beim Live-Mitschnitt von Gillespies Auftritt bei den Berliner Jazztagen 1968 zu erleben. Posaunist Gil Fuller stellte ihm aus lauter Ehemaligen – z. B. James Moody, Sahib Shihab, Cecil Payne – eine „Reunion Band“ zusammen, als Rückgrat dient Dizzys damaliges Quintett. Furios und bestens aufgelegt spielen sie sich durch Gillespie-Klassiker wie „Things to Come“, „One Bass Hit“ oder das jüngere „Con Alma“. Vom Feuer und der Spiellaune seiner Jungs lässt der Meister sich selbst hinreißen. „Klingt doch wie ’ne echte Band, oder?“, meint er in Richtung Publikum. Keine Widerworte.

Berthold Klostermann